

ADRIAN McKINTY

DER SCHNELLE TOD

Kriminalroman

suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4232

Fünf Jahre Zeugenschutzprogramm, fünf Jahre Einöde und Dauerüberwachung. Michael Forsythe braucht dringend Abwechslung. Doch was ein entspannter Strandurlaub werden sollte, endet schließlich im Knast. Dort wird er vor die Wahl gestellt: mexikanische Gefängnishölle oder Undercover-Agent in einer Splittergruppe der IRA. Die Entscheidung fällt Michael nicht schwer. Er schafft es, zum inneren Kreis der Gruppe vorzudringen. Doch der Einsatz entwickelt sich zu einem Alptraum. Schon bald hat er keine Verbündeten mehr, und ihm wird klar, dass er wieder vor einer Wahl steht: töten oder getötet werden!

Adrian McKinty, geboren 1968, wuchs in Carrickfergus in der Nähe von Belfast auf. An der Oxford University studierte er Philosophie, dann übersiedelte er nach New York. Sechs Jahre lebte und arbeitete er in Harlem, u. a. als Wachmann, Vertreter, Rugbytrainer, Buchhändler und Postbote. 2001 zog er nach Denver, seit 2008 wohnt er mit seiner Familie in Melbourne. Bisher ist von ihm im suhrkamp taschenbuch erschienen: *Der sichere Tod* (st 4159).

Kirsten Riesselmann arbeitet als Pop- und Kulturjournalistin und Übersetzerin in Berlin. Sie hat u. a. Kathryn Miller Haines, Elmore Leonard und DBC Pierre ins Deutsche übertragen. Ihre Artikel erscheinen u. a. in *taz*, *Spex* und *Der Tagesspiegel*.

ADRIAN McKINTY
DER SCHNELLE TOD

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von
Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
The Dead Yard
bei Scribner, einem Imprint von Simon & Schuster, Inc.
Copyright © 2006 by A. G. McKinty

Umschlagfoto: © plainpicture / Arcangel

suhrkamp taschenbuch 4232

Erste Auflage 2011

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46232-4

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

DER SCHNELLE TOD

*Schon fing meine teure Feindin an sich zu
beruhigen über mein Liebesverlangen ...
Doch der Tod war neidisch auf mein Glück
oder die Hoffnung darauf. Er trat auf halbem
Wege mir entgegen als ein Feind in Waffen.*

Francesco Petrarca, Sonett 315

1: RANDALE AUF TENERIFFA

Der Morgen dämmerte über der türkisblauen Küste von Afrika, als ich, gefällt wie eine vom Sturm entwurzelte Palme, im gebrochenen Licht einer Straßenlaterne aufwachte. Hinter mir der träge Ozean, um mich herum ein Meer aus Glasscherben, umgestürzten Wartehäuschen, ausgebrannten Autos und geplünderten Geschäften.

Durch die Straßen von Playa de las Américas flossen Ströme von Bier, dreckigem Abwasser und Blut. Über dem Strand hing Rauch, es roch nach brennenden Reifen und Heizöl, nach Verwüstung und Verfall. Die lärmenden Vögel, die Geräusche von Dieselmotoren, klagenden Sirenen und einem Hubschrauber, Lautsprecherdurchsagen auf Spanisch – all das war mehr als nur ein kleiner Hinweis auf die Auflösung des störungsanfälligen Gesellschaftsvertrags.

Ich setzte mich auf und versuchte, mich an das Licht und die zunehmende Hitze zu gewöhnen, als der Junge mich hastig in Deckung zog. Die Ausschreitungen flammten wieder auf.

Wegen eines »Freundschaftsspiels« zwischen den Shamrock Rovers aus Dublin und dem Londoner FC Millwall waren fünfhundert englische Fußballhooligans und dreihundertfünfzig irische Fans gleichzeitig auf der Insel.

Und jetzt eben Krawalle.

Ich würde nicht sagen, dass ich damit gerechnet hatte, aber wahnsinnig überrascht war ich auch nicht gerade.

Manche Menschen huschen durch ihr Leben wie eine Maus durchs Kornfeld. Als rechtschaffene Bürger bezahlen sie ihre Steuern, leisten ihren Beitrag zur Gesellschaft, bekommen Kinder und werden durch die Kinder zu ver-

antwortungsbewussten Erwachsenen. Sie schlagen keine Wellen, machen keinen Ärger und hinterlassen keine Spuren. Sie gehen dem Chaos genauso aus dem Weg wie das Chaos ihnen. Wenn sie sterben, reden die Leute gut über sie, seufzen, zucken mit den Schultern und vergießen ein paar Tränen.

Vielleicht sind sogar die meisten Menschen so.

Ich nicht.

Ich würde sogar im Kornfeld auffallen. Ich würde auffallen, weil ich entweder das Kornfeld in Brand gesetzt hätte oder der Bauer mit dem Gewehr im Anschlag hinter mir her wäre.

In der Bibel steht, dass der Mensch zum Unglück geboren ist, wie Feuerfunken, die hochfliegen. Also, mich verfolgte das Unglück wie ein Haifisch ein Sklavenschiff. Sogar, wenn ich versuchte, ihm aus dem Weg zu gehen, blieb es an mir dran und kreiselte wie ein Strudel um mich herum.

Sogar, wenn ich versuchte, ihm aus dem Weg zu gehen ... Nach Spanien zum Beispiel. Nach Teneriffa, um genau zu sein. Von Chicago aus ein höllens langer Flug, aber das FBI hatte mich partout nicht in Richtung Florida oder Karibik fahren lassen wollen. Immerhin hatte Seamus Duffy, der Chef der irischen Mafia in New York, über fünf Jahre lang einen Preis auf meinen Kopf ausgesetzt, weil ich seinen Vize Darkey White umgebracht und gegen Darkeys Organisation ausgesagt hatte.

Vor diesem Hintergrund kann man bei der Wahl seines Urlaubsorts gar nicht vorsichtig genug sein. Deswegen musste ich, um mal ein bisschen auszuspannen, von Chicago nach New York und dann weitere sieben Stunden nach Teneriffa fliegen – nur damit dann natürlich genau das hier passierte.

»Alles in Ordnung, Brian?«, fragte der junge Englän-

der. Er war bleich, hatte einen Sonnenbrand und trug eine weiße Jeans zu seinem Millwall-Trikot.

Ich starrte ihn an. Seitdem ich im Januar nach Chicago gezogen war, hieß ich Brian O’Nolan. Es fühlte sich immer noch nicht richtig an.

»Alles okay«, sagte ich. »Bin anscheinend eingeschlafen. Was zum Teufel ist denn los?«

»Es gibt wieder Randalen. Die irischen Schweinehunde sind irgendwie alle an so Kugellager rangekommen.«

Ich bedachte ihn mit einem Blick.

Meinem Spezialblick.

»Oh, das mit den irischen Schweinehunden, ähm, das hab ich nicht so gemeint, übrigens«, stammelte er.

Dazu sagte ich nichts. Ich fühlte mich mittlerweile sowieso fast mehr als Amerikaner. Ich duckte mich, als Steine und Kugellager in die Schaufenster flogen. Von der englischen Seite kamen schwarze Lavabrocken und Molotowcocktails zurück.

Die Londoner waren betrunken, und die Dubliner hatten ihre T-Shirts ausgezogen und sahen aus wie Gespenster, die nervös hinter den Barrikaden herumhuschten.

Die Randalen erreichte die nächste Stufe. Eine Schaufensterscheibe gab nach, als ein großer Gesteinsbrocken hineinkrachte, ein Dach stürzte ein, ein Auto ging in Flammen auf. Ein dicker englischer Schlägertyp schob eine Mülltonne voll mit Benzin vor sich her. Als sie halb den Hügel hinuntergerollt war, zündete er eine zusammengeknüllte Zeitung an und warf sie der fahrenden Tonne hinterher. Sie explodierte, und er fing Feuer. Er wälzte sich auf dem Boden, wo ihn die Bullen aufgriffen und zu einem Polizeiauto schleiften.

Himmel.

Die Farben flossen ineinander: grüne Bananenschalen, der tintenschwarze Rauch, purpurrotes Blut und das Blau

des Atlantiks, der im Westen mit dem jodfarbenen Himmel verschmolz. Auf den Dünen fragten sich erstaunte Surfer, ob wohl die ganze Stadt brennen würde – wozu es erst später tatsächlich kam, als das Hotel in Flammen aufging und sich die Surfer und andere nicht an den Kampfhandlungen Beteiligte schon längst aus dem Staub gemacht hatten.

In der Abenddämmerung schaffte es die spanische Polizei schließlich, beide Fronten mit Wasserwerfern auseinanderzuhalten. Die Iren fingen an, ein uraltes Stadionlied zu singen: »Francisco Franco ist ein Manko«, was die englische Fraktion mit »Was ist bloß mit der Armada passiert?« überbot. Singen verband nun beide Seiten, jedem Lied folgte sofort ein Echo, und als die Nacht hereinbrach, hatten alle Tränen in den Augen und wurden von Schuldgefühlen geplagt. Plötzlich herrschte Waffenruhe, und die spontan erwählten Anführer kamen unter einer weißen Fahne auf einem der Hauptplätze zusammen.

Die Schatten wurden länger, es wurde angestoßen. Dann wurde verhandelt. Man kam darin überein, dass es hier – über zweitausend Kilometer von den britischen Inseln entfernt – trotz aller Unterschiede zwischen irischen und englischen Fußballfans nicht um Terrorismus, die große Hungersnot, die Bombe von Enniskillen oder den Bloody Sunday zu gehen habe. Immerhin hatten wir August 1997, es gab einen neuen britischen Premierminister und Gerüchte um einen neuen Waffenstillstand der IRA, was sich sogar unter Fußballhooligans bemerkbar machte. Aye, auf all das bekam man hier draußen eine ganz neue Perspektive. Hier unter dem schwarzen Himmel von Teneriffa, von wo Kolumbus aufgebrochen war, um die halbe Welt zu versklaven, wo Darwin auf die *Beagle* gegangen war, wo Nelson seinen Arm verloren hatte und wo man immer noch denselben dunklen Kanarenwein kelter-

te, den schon Falstaff und Sir Tobias Rülps getrunken hatten. So weit weg vom düsteren Albion konnte man sich gut mit dem Bild einer neuen Erde anfreunden, einer Welt voller Sonnenschein, billigem Essen und schwedischen Mädchen, in der nur Idioten einem Bruder Böses wollen konnten. Die betrunkenen Anführer beschlossen, dass auf ewig Frieden herrschen sollte zwischen Nachbarvölkern und dass die Randalen zwischen Briten und Iren vorbei war; von nun an würde man sich auf die wahren Feinde konzentrieren: auf deutsche Touristen und die spanische Polizei.

Das war der Beginn der zweiten Phase.

Mit der wollte ich allerdings nichts mehr zu tun haben, vor allem nicht, als ich am Fuß der Klippen große Nato-Kampfhubschrauber landen sah, aus denen Hunderte Militärpolizisten aus Madrid quollen – harte Hunde mit Maschinenpistolen, Tränengas und Gummiknüppeln, die normalerweise gegen ETA-Kämpfer zum Einsatz gebracht werden. Im Schutz der Dunkelheit stahlen wir uns weg von den betrunkenen Aufständischen, ich und der Junge, eine Dumpfbacke namens Goosey. Wir gingen vorbei an verlassenem Ferienvillen, halbfertigen Vorort-Hotels und kleinen Pensionen mit rosa Markisen, wo sich britische Auswanderer im Dunkeln versteckten, Rentner, die nach Teneriffa gezogen waren, um dem schlechten Wetter und (ironischerweise) der überhandnehmenden Prollkultur in England zu entfliehen.

Wie sich herausstellte, war Goosey ein Schwachkopf, der einem Ostlondoner Drecksloch entstammte und mit mir gern ein paar Überfälle auf die Pensionen gemacht hätte – so à la *Uhrwerk Orange*: einfach ein paar Dinge mitgehen lassen, Leute verletzen und ganz allgemein ein bisschen die Kacke zum Dampfen bringen. Ohne mich.

Die haben vielleicht bewaffnete Wachen, sagte ich zu Goosey, und Goosey hielt das für vollkommen plausibel und nahm entmutigt Abstand von seiner Idee.

Stattdessen schlugen wir uns dann bergauf durch die Lavafelder, liefen durch Mangroven- und Palmhaine und waren schließlich gut dreihundert Meter über der Stadt. In einer Scheune legten wir uns auf Guano und trockenem Heu schlafen. Dieses Nickerchen war mit Abstand das Beste seit dem Beginn der Krawalle vor zwei Tagen, als drei Millwall-Fans einen Typen aus Dublin angegriffen hatten, woraufhin sie auf der Polizeiwache angeblich fast zu Tode geprügelt worden waren. Da war es dann wie ein Tropensturm losgebrochen, Geschäfte wurden geplündert und Autos in Brand gesetzt. Der Höhepunkt war die Erstürmung des örtlichen Gefängnisses, bei der zusammen mit den Millwall-Jungs gleich eine ganze Rotte Teilzeitganoven befreit wurde, wobei ein Bulle jemandem in die Schulter schoss.

Die Stadt lag jetzt tausendfünfhundert Meter unter uns und sechs Kilometer westlich. Die Militärpolizei machte keine Gefangenen, sie setzte Hunde, Peitschen, CS-Gas und Wasserwerfer ein, um die Randalierer wie Schafe einzukesseln. Überall brannte es, die Hubschrauber kamen heran und flogen wieder weg, und es war klar, dass es nicht mehr lange dauern konnte.

Wir baten einen Hirten um *agua*, und er zeigte uns einen Bach, dem wir noch einmal dreihundert Meter weit den Hügel hinauf folgten, wo er zusammen mit einer Steinmauer die Gemarkungsgrenze einer Hazienda bildete. Wir sprangen über die Mauer und kamen etwa vierhundert Meter weit, bis ein Mann im Anzug auf einem dreirädrigen Motorrad auftauchte und uns fragte, was zum Teufel wir vorhätten. Und weil ich nicht Goosey das Reden überlassen wollte, erklärte ich ihm, dass wir un-

schuldige Jungs seien, die vor den Ausschreitungen unten in Playa de las Américas Reißaus genommen hätten. Der Mann schob seine Sonnenbrille hoch und redete in ein Walkie-Talkie. Dann brachte er uns zu der Hazienda, wo uns eine schöne Frau um die vierzig an einem Eichentisch unter einer Zimmerdecke aus Pinienstämmen Platz nehmen ließ und uns mit Wasser und Brandy bewirtete.

»*Muchas gracias, bella señorita*«, sagte ich, was die Frau zum Lachen brachte. Sie raunte dem Mann mit der Sonnenbrille etwas zu, woraufhin er wieder nach draußen verschwand. Dann sagte sie auf Englisch zu mir, dass sie verheiratet und keine Señorita mehr sei, ja noch nicht einmal mehr schön. Ich widersprach im Brustton der Überzeugung, was sie wieder zum Lachen brachte. Sie fragte mich, was genau am Strand passiert sei, und ich berichtete, ließ allerdings unseren Anteil am Verlauf der Ereignisse unerwähnt.

Sie gab uns etwas zu essen mit und erklärte uns den Weg nach Guia de Isora.

Am Nachmittag hatten wir unseren Proviant aufgegeben und uns in einer Gegend verirrt, die auf unheimliche Art der Landschaft ähnelte, in der immer die Marsroboter der NASA landen. Felsen, Steine und feine rote Erde. Es wurde unerträglich heiß. Goosey fing an, ein bisschen zu schwanken, um uns herum nichts als Wüste, schwarze Lava und die sengende Sonne. Wir setzten uns in den Schatten eines Felsens und beschlossen, uns erst in der Nacht wieder auf den Weg zu machen. Die Sonne ging unter, es wurde kalt, und über uns sahen wir, was Gott vollbracht hatte, während er sich noch auf die Erschaffung der Erde vorbereitete: eine Million Sterne. Eine Milliarde. Blaue und rote, manche durch den Dopplereffekt ultraviolett.

Ich dachte kurz, wir wären geliefert, aber dann ver-

trauten wir uns dem Schutz der Nacht an, deren Zauber uns sicher durch die Wildnis geleitete. Als die Sonne am Morgen über den sandigen Hügeln aufging, standen wir vor einem Zaun, der eine Bananenplantage umgab. Wir brachen ein, kletterten aus lauter Jux auf einen Baum und schlugen uns mit den noch grünen Früchten die Bäuche voll. Die Natur übte einen zivilisierenden Einfluss auf uns aus: Goosey gab seine *Uhrwerk-Orange*-Amoklauf-Pläne auf und plädierte jetzt dafür, auf ewig in der freien Wildbahn zu bleiben. Wir könnten Kanus bauen, Handel mit Afrika treiben und in Sachen Fleisch, Obst und Kleidung autark sein. Wir könnten als Gesetzlose leben, angeln gehen und unseren Fang über Holzkohlefeuern braten. Am Strand wohnen und uns in unseren Kanus weit über den Ozean träumen. Das Steuer dem Wellengang, der Strömung und den Sternen überlassen, genau wie die Polynesier. Seine Vision hörte sich mehr nach *Robinson Crusoe* als nach *Herr der Fliegen* an. Ich sagte, ich würde der *Times* einen Brief schreiben, in dem ich davon berichtete, wie ein paar Camping-Nächte in der Wildnis von Teneriffa aus Bierrülpeln Pazifisten Byron'scher Größe machten. Plutarch hatte von den »Inseln der Seligen« gesprochen, Darwin war über Teneriffa ganz in Verzückung geraten, und vor zweihundert Jahren hatten auch Alexander von Humboldt ähnliche Gedanken beschlichen: »Kein Ort der Welt scheint mir geeigneter, die Schwermuth zu bannen und einem schmerzlich ergriffenen Gemüthe den Frieden wieder zu geben, als Teneriffa.« Das war der wahre Grund, warum ich hier war. Fünf Jahre im Fegefeuer des Zeugenschutzprogramms. Bei der kleinsten Bewegung immer gleich das FBI und die Bundespolizei auf den Fersen. Ich brauchte dringend eine Auszeit. Ich musste mal raus aus Nordamerika. Außerdem war ich früher schon auf Teneriffa gewesen, es hatte mir gefallen, so heiter und entspannt, und Spanisch sprach ich auch.

Gut gelaufen. Ich hatte mich zwischen Spanien und einem völlig absurden Ort entscheiden müssen, so was wie Peru. Ich hatte eine Münze geworfen. Kopf.

Eine ganze Reihe von Leuten würde wegen dieser Münze noch ganz schön die Arschkarte ziehen.

Allen voran ich selbst.

Man kann nicht mehr Bananen essen, als man essen kann. Vor der Plantage hielten wir ein Auto an, in dem dummerweise drei verdeckte Ermittler saßen. Unser Akzent und unsere Fußball-Trikots waren eine Spur zu verräterisch, und bevor ich noch sagen konnte: »Ich möchte den britischen Botschafter sprechen«, hatte man uns schon getrennt und in einen Zellentrakt in einem unterirdischen Bunker nahe des Flughafens verfrachtet.

Die Randalie in Playa de las Américas war vorbei, die Krawallmacher saßen auf Grundlage der spanischen Antiterrorgesetze in Arrest. Ein Wärter sagte gutgelaunt zu mir, dass wir alle zehn Jahre kriegten würden.

Die Zelle lag tief unter der Erde, eine gelbe Glühbirne unter der Decke spendete ein bisschen Licht. Es war kalt und feucht. Ob es Tag oder Nacht war, ließ sich unmöglich feststellen. Aber ich hatte schon in übleren Lagen gesteckt. Sehr viel übleren. Drei Mal täglich gab es Essen, die Toilettenspülung funktionierte, und mit der Fauna-Situation ließ sich umgehen.

Ich saß auf meinem Feldbett und las gerade zum dritten Mal *Männer sind die halbe Miete*, als die Zellentür aufging.

Ich stand auf.

Ein Mann und eine Frau. Der Mann war groß und brachte einen Stuhl und eine Flasche Wasser. Er trug ein Leinensakko, ein weißes Hemd und eine Krawatte des Harrow-College. Es war in der Dunkelheit nicht einfach

zu bestimmen, aber er sah nach fünfunddreißig, vierzig aus, strenges Gesicht, graublunde Haare. Er hielt sich wie ein hochrangiger Offizier: Wirbelsäule durchgedrückt, Schultern zurück, Bauch eingezogen. Er klappte den Stuhl auf und setzte sich. Unter seiner Achsel lugte ein Revolver hervor. Interessant. Die Frau hatte ebenfalls einen Stuhl dabei. Sie war eine Enddreißigerin, trug ein leichtes Sommerkleid zu Sandalen und hatte die roten Haare zum Pferdeschwanz zusammengebunden. Trotz ihrer Molligkeit war sie attraktiv – eher Rubens-rundlich als Motorradlesben-fett. Sie holte einen Notizblock heraus und setzte sich hinten in den Schatten. Er war der Chef, sie die Assistentin. Sie nahmen sofort ihre Rollen ein, was nicht sehr klug war, aber die Ausstrahlung der beiden gefiel mir so oder so nicht.

»Sie kommen aus England«, sagte ich zu dem Mann.

»Vollkommen richtig, alter Junge«, gab er mit vornehmer Privatschulenstimme zurück. Den Obere-Zehntausend-Akzent etwas abzumildern und sich mit der Alltagsausprache des Englischen anzufreunden, war seine Sache nicht. Was mir eine Menge über ihn verriet: Er war arrogant und hochmütig und trug die Harrow-Krawatte nicht zum Scherz, sondern als Erinnerung an ein Geburtsrecht. Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit war er ein Wichser.

»Ich schätze, Sie kommen von der Botschaft«, sagte ich. »Sie müssen wissen: Ich bin vollkommen unschuldig. Ich war nicht beteiligt. Ich mache nur Urlaub. Den ersten scheiß Urlaub seit Jahren.«

»Ich bin mir sicher, es waren nur widrige Umstände. Aber die Spanier kümmern das nicht. Man wird Sie vor Gericht stellen, Sie werden schuldig gesprochen und schätzungsweise fünf bis zehn Jahre bekommen. Mr. Blair, der neue Premierminister, unterstützt voll und ganz den Vorsatz der spanischen Regierung, an den Fuß-

ballhooligans, die wieder einmal Englands guten Namen in den Schmutz gezogen haben, ein Exempel zu statuieren«, sagte er leichthin.

»Ich bin aber kein Engländer«, klärte ich ihn auf.

»Das spielt keine Rolle«, antwortete er schnell.

»Für mich aber schon.«

»Wie auch immer, in Ihrem Fall spielt es keine Rolle. Man wird Sie verurteilen«, sagte er.

»Hören Sie, Kollege, wenn Sie nur gekommen sind, um mir Vorträge zu halten, können Sie sich gleich wieder verpissen«, gab ich zurück, schob mein Hosenbein hoch und kratzte mich unter den Bändern, mit denen mein künstlicher Fuß an meiner Wade befestigt war. Den echten hatte ich vor fünf Jahren bei einer hübschen kleinen Operation im Dschungel von Mexiko eingebüßt. Der Eingriff hatte mir das Leben gerettet, und mittlerweile ging ich recht unbefangen mit meiner Behinderung um.

Der Mann lächelte, versuchte, eine Fluse von seinem Hemd zu entfernen, drehte sich zu seiner Sekretärin und räusperte sich.

»Brian, ich könnte mir vorstellen, dass Sie keinen großen Wert darauf legen, die nächsten zehn Jahre in einem grässlichen Gefängnis auf dem Festland zu verbringen«, sagte er leise.

»Natürlich nicht, verdammte Scheiße«, sagte ich, wobei ich versuchte, meine Überraschung mit Zorn zu kaschieren.

Er zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche.

»Rauchen Sie?«

Ich schüttelte den Kopf. Er zündete sich eine an, bot dann auch der Frau eine an, die ebenfalls ablehnte. Aber er hatte mich an der Angel. Die Situation war interessant, und ich musste mir eingestehen, neugierig zu sein. Die beiden Briten waren ohne Wärter gekommen. Sie mach-

ten weder einen nervösen noch einen genervten Eindruck. Und sie redeten kein Wichtigtuer-Zeug. Irgendwas war da im Busch. Wollte man mich freilassen? Vielleicht hatte Dan Connolly vom FBI von meiner Situation Wind bekommen und ein paar Hebel in Bewegung gesetzt.

»Sie leben seit längerem in Amerika?«, fragte der Mann.

»Wer sind Sie, verdammt noch mal?«

»Jeremy Barnes«, sagte er und blies den Rauch seiner Gauloises in meine Richtung.

»Ach, und ich bin Samantha Caudwell«, fügte die Frau hinzu, mit einem Akzent, der fast noch mehr nach Oberschicht klang als seiner. So ein herablassendes Oxford-Englisch, mit dem Olivia de Havilland in diesen Dreißiger-Jahre-Filmen Errol Flynn piesackt.

Der Zigarettenrauch zog zu mir herüber. Nur Pseudo-Intellektuelle und Poser rauchen Gauloises. Jeremy allerdings schien weder noch zu sein.

»Sie haben mal in Paris gelebt«, sagte ich und überraschte Jeremy mit diesem zufälligen Volltreffer. Es verschlug ihm fast die Sprache, aber er gewann die Fassung schnell zurück.

»Ja, in der Tat. Man sagte uns schon, dass Sie gut sind«, meinte er.

»Wer man?«

»Das FBI. Der U.S. Marshals Service. Wir haben Ihre Akte gelesen, Brian, oder sollte ich besser sagen: Michael. Wir wissen alles über Sie.«

»Aye?«, sagte ich und versuchte, ungerührt zu wirken.

»Ja. Soll ich Ihnen verraten, was wir wissen?«

»Vielleicht sollten Sie mir erstmal etwas über sich erzählen«, sagte ich.

»Nein, das denke ich nicht, mein lieber Freund. Möchten Sie etwas trinken?«, fragte Jeremy und schlenzte einen Flachmann auf das Feldbett.

»Gern etwas Wasser.«

Jeremy warf mir die Wasserflasche zu.

»Gute Idee. Zuerst das Wasser, dann den Brandy«, sagte Jeremy.

»Okay.«

Ich trank den halben Liter Wasser leer, schraubte den Flachmann auf und nahm einen Schluck Brandy. Dann warf ich den Flachmann wieder zurück.

»Sie heißen nicht Brian O’Nolan. Ihr wirklicher Name lautet Michael Forsythe. Sie sind 1992 nach Amerika gegangen, um für Darkey White zu arbeiten. Aber letzten Endes haben Sie Darkey White umgebracht und seine gesamte Bande ausradiert. Sie wurden Kronzeuge, und die amerikanische Regierung hat Sie mit einer neuen Identität ausgestattet. Laut meinen Informationen haben Sie in letzter Zeit in Chicago gelebt«, sagte Jeremy in aller Seelenruhe.

Ich blieb still.

»Spanisch sprechen Sie fließend. Ausschließlich darin dürfte der Grund für Ihren Wunsch liegen, ausgerechnet auf den Kanarischen Inseln Urlaub machen zu wollen«, sagte Jeremy spöttisch.

»Ich frage Sie noch einmal: Wer zum Teufel sind Sie?«

»Mr. Forsythe, ich bin hier derjenige, der Sie aus dieser Zelle holen könnte, und zwar heute noch. Jetzt gleich sogar. Sie werden sich innerhalb der nächsten fünf Minuten entscheiden müssen. Sie können entweder mit mir gehen – oder hierbleiben. Dann haben Sie ein Verfahren am Hals, werden schuldig gesprochen und dürfen die nächsten Jahre im Hochsicherheitsgefängnis von Sevilla verbringen. Vielleicht werden Sie sich für das Gefängnis entscheiden wollen. Miguel de Cervantes hat im Columbaro *Don Quixote* begonnen. Ganz augenscheinlich ein inspirierender Ort also.«